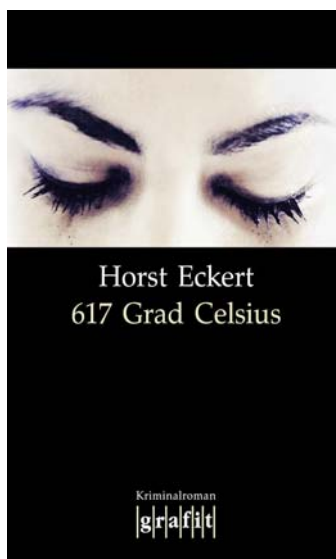


Leseprobe aus:

Horst Eckert
617 Grad Celsius
Kriminalroman



Prolog

September 1976

Bernd Winkler hatte nicht mehr mit dem Anruf gerechnet.

Es war Samstagnachmittag, der Spätsommer war überraschend noch einmal zur Hochform aufgelaufen, die Schwalben surrten über den Gärten von Kaarst-Vorst und Winkler half seiner Vermieterin, den neu erworbenen Strandkorb auf die besonnte Hälfte der Rasenfläche zu schleppen. Die Witwe trug nichts als ihren schwarz-weiß gepunkteten Bikini – sie war gut in Form für eine Frau, die fast doppelt so alt war wie er. Aber der Strandkorb war Unfug. Sie besaß bereits eine Hollywoodschaukel und zwei Liegen nebst Sitzgarnitur aus Tropenholz.

Stolz nahm sie Platz und lächelte mit geschlossenen Augen in die Septembersonne.

Winkler sah auf die Uhr: Allmählich wurde es Zeit, sich auf den Weg zu machen. Die erste Spätschicht nach zwei freien Tagen. Der Job bei der Schutzpolizei hatte nie seinem Wunschtraum entsprochen, aber es war nun einmal das, was er gelernt hatte, nachdem seine erste Ausbildung zum Hauer im Bergbau an einer hartnäckigen Bronchitis gescheitert war.

Aus dem Kofferradio tönte ein Lied von George Harrison. Ein Sitar surrte, Tablas tockerten. Indische Klänge – Winkler musste an die Frau im roten Kleid denken, die gestern an der Tür geklingelt hatte. Sie war etwa fünfundzwanzig gewesen, Winklers Alter. Langes, in der Mitte gescheiteltes Haar. Um den Hals die typische Holzkette mit Medaillon. Auf der Straße ein VW-Bus mit laufendem Motor, am Steuer ein bärtiger Kerl.

Die Frau hatte Winkler einen Fotoabzug gegeben und einen Gruß von *Ma Yoga Shanta* ausgerichtet. Es hatte eine Sekunde gedauert, bis bei ihm der Groschen gefallen war: So nannte sich Gabi jetzt. Mit keiner anderen Frau war er so lange zusammen gewesen, immerhin fast zwei Jahre.

Ein Gruß aus einem früheren Leben – noch vor seiner Versetzung nach Düsseldorf war sie in eine Wohngemeinschaft in Süddeutschland gezogen, die sich *Ashram* nannte. *Weißt du, Bernd, ich muss endlich diese bürgerlichen Zwänge abschütteln und mein eigenes Selbst finden.*

Gestern: Die Unbekannte im roten Kleid strich Haarsträhnen aus dem Gesicht und klemmte sie hinters Ohr.

»Was soll das?«, fragte Winkler mit Blick auf das Foto – ein blinzelndes Baby in orangefarbener Windel.

»Seine Mutter lässt fragen, ob du uns ein bisschen Geld für ihn mitgeben könntest.«

»Gabi hat ein Kind?«

»Es ist dein Sohn. Swami Anand.«

Winkler war verwirrt. Von ihrer Schwangerschaft hatte er gewusst. Aber Gabi hatte abtreiben wollen. Von einem Swami Sundo so hörte er nun zum ersten Mal.

Ihm wurde klar, dass die Unbekannte ihm nur ans Geld wollte. Alles Schwindel: das Foto, der Gruß.

»Verschwinde!«, knurrte Winkler. »Ich sollte dich festnehmen.« Er gab die Aufnahme zurück und knallte der Frau die Tür vor der Nase zu.

Um gleich darauf seine Haltung zu revidieren.

Er riss die Haustür wieder auf. Der VW-Bus fuhr gerade an. Winkler rannte auf die Straße und hob die Hand. Die Bremsen machten ein hässliches Geräusch, als die Rostlaube hielt.

Die Frau kurbelte das Fenster herunter. »Bin ich jetzt verhaftet?«

»Wie heißt du?«

»Ma Deva Sheela.«

»Scheiße, wo steckt Gabi?«

»In Poona. Wir besuchen sie. Wir fahren zum Bhagwan.«

»Gib mir das Foto!«

Die Frau händigte es ihm ein zweites Mal aus.

»Und das ist wirklich mein Sohn?«

»Du heißt doch Bernd Winkler, oder?«

Er kramte in seinem Portmonee. Vier Scheine, gerade mal

zweihundert D-Mark. Er gab sie der Rotgewandeten. »Mehr hab ich nicht. Sag Gabi, sie soll mir schreiben.«

Die Frau steckte die Banknoten in ihren Rucksack. Der Typ auf dem Fahrersitz legte den Gang ein. Der Bus rollte los.

»Und sie soll mir weitere Fotos schicken!«, rief Winkler hinterher.

Ma Deva Sheela winkte aus dem Fenster.

Das Geld war er los. Das Kind, falls es seins war, sowieso. Poona – was für ein Scheiß.

Wieder einmal hereingefallen, dachte Winkler. So kann das nicht weitergehen.

Im Haus klingelte das Telefon.

»Garantiert für Sie«, befand die Witwe, zu faul, um aufzustehen. Sie rief ihm hinterher: »Ich habe meinen Simmel auf der Kommode liegen lassen. Wären Sie so freundlich?«

Als Winkler den Flur erreichte, schellte der Apparat immer noch. Er hob den Hörer ab und meldete sich.

»Heute Abend um neun hat er einen Auftritt«, antwortete die Stimme am anderen Ende der Leitung. Ein hoher Singsang, den Winkler auf Anhieb erkannte. »Höchste Zeit, Winkler, dass Sie den Bastard aus dem Weg räumen! Sie wissen doch, wen ich meine?«

»Ist Ihre Schwester nicht alt genug, um selbst zu entscheiden, wem sie ihr Herz schenkt?«

»Tun Sie, was ich sage, und stellen Sie keine Fragen.«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich mich für Ihren Privatkram einspannen lasse?«

»Wollen Sie Karriere machen oder Ihr Leben lang im mittleren Polizeidienst herumkriechen? Damit wir uns richtig verstehen: Ich kann Karrieren auch verhindern.«

»Ich liebe klare Worte.«

»Gut. Und noch etwas, Winkler.«

»Ja?«

»Dieses Telefonat hat nie stattgefunden.«

Eine Weile stand Winkler unschlüssig da, den Hörer in der Hand, das Freizeichen im Ohr. Der Singsang des Anrufers klang in seinem Kopf nach, bedrohlich und verlockend zugleich. Karriere war zweifellos angesagt, wenn man eine Familie ernähren wollte. Einen kleinen Swami oder die Kinder, die er in Zukunft zeugen und ohne indische Spinnereien großziehen würde.

Als er seiner Vermieterin das Buch in den Garten brachte, hatte sie ihr Oberteil abgelegt. Sonnenöl ließ ihre behäbig daliegenden Brüste glänzen. Die Witwe schien zufrieden zu sein. Mit dem neuen Strandkorb, dem Wetter und einem Mieter, der ihr *Niemand ist eine Insel* nachschleppte und ihre Titten nicht ignorieren konnte.

In diesem Moment fasste Winkler einen Entschluss.

Jahrzehnte später würde er behaupten, der Anruf an diesem Septembertag habe die entscheidende Antriebsstufe seines Lebens gezündet. Doch solche Erklärungen sind zu simpel. Es bedarf auch einer gewissen Portion Verzweiflung, um Lebensläufe zu sprengen und Existenzen in die Luft zu jagen.

Teil I

Die Rückkehr

Morgen werden wir schneller rennen, unsere Arme noch weiter ausstrecken. Wie Boote gegen den Strom kämpfen wir uns voran, unablässig in die Vergangenheit zurückgeworfen.

F. Scott Fitzgerald, *Der große Gatsby*

1.

Mai 2005

Anna stemmte sich gegen den Gepäckwagen. Fast ihr doppeltes Gewicht, achtundneunzig Kilo Gepäck in zwei Blechkisten und einer Reisetasche – Ausrüstung, Privatkram und jede Menge Mitbringsel aus dem Land, in dem sie fast ein ganzes Jahr gearbeitet hatte.

Der Zollschalter war unbesetzt, in der Ankunftshalle ließ Anna ihren Blick schweifen. Sie hatte Lutz, ihrem Exfreund, auf Band gesprochen, dass er sie nicht abzuholen brauche.

Er war tatsächlich nicht gekommen. Stattdessen bildeten zwei Uniformierte das Empfangskomitee.

»Kollegin Winkler?«, fragte der Ältere, ein untersetzter Kerl mit zwei Silbersternen auf den Schultern.

Händeschütteln und die üblichen Fragen nach dem Flug. Der Oberkommissar stellte sich als Ralf Koslowski vor und nahm ihr den schweren Wagen ab. Sein jüngerer Partner hieß Bader und musterte Anna mit einem interessierten Lächeln, das sie unangebracht fand. Sie fühlte sich müde und ausgelaugt und war sich sicher, dass sie entsprechend aussah.

Seit dem frühen Morgen war sie unterwegs. Zuerst die schier endlose Autofahrt nach Sarajevo, dann ein verspäteter Flug – beim Umsteigen in München hatte sie die erste Anschlussmaschine verpasst. Anna war froh, endlich angekommen zu sein.

Der grüne Transit parkte am Ende der Taxischlange. Die Kollegen hieften die Kisten in den Transporter. Der Slibowitz klirrte in der Reisetasche. Koslowski kletterte auf den Fahrersitz und ließ den Motor an. Anna kurbelte das Seitenfenster herunter, als könne sie in der milden Abendluft etwas spüren, was sie willkommen hieß.

Der Jüngere beugte sich auf dem Rücksitz vor. »Wie war's dort unten?«

»Anstrengend.«

Sie wusste, dass ihre Einsilbigkeit unhöflich war, aber sie hatte keine Lust auf Smalltalk. Sie hatte den Auslandseinsatz drei Wochen vor dem regulären Ende abgebrochen und war heimgekehrt, ohne das Okay der Behörden abzuwarten. Vielleicht würde es Ärger geben.

»Würdest du wieder nach Bosnien gehen?«, versuchte es der Kollege noch einmal.

Anna hob nur die Schultern. Der Fahrtwind verwirbelte ihre Frisur. Sie fragte: »Habt ihr Zeit für einen kleinen Umweg?«

»Klar«, antwortete Koslowski.

Anna bat ihn, eine Schleife entlang des Rheins zu fahren. Theodor-Heuss-Brücke, das Oberkasseler Ufer – dann über die Kniebrücke auf die Innenstadt zu.

Das Panorama. Die Lichter der Altstadt, der Rheinturm, die schicken Gebäude am Hafen, die in der Dämmerung glänzten. Große, weite Welt, pflegte ihr Vater nicht ohne Ironie zu sagen.

Zu Hause – ein gutes Gefühl. Čapljina, das öde Kaff im Südwesten der *Federacija Bosne i Hercegovine*, war weit weg.

An der Brückenauffahrt blickte sie auf das zuversichtliche Lächeln ihres Onkels. Auch am anderen Ende standen riesige Plakate. Noch sechzehn Tage bis zur Landtagswahl.

Anna dachte an ihren Vater, Expolizist und Abgeordneter, der sich ebenfalls wieder um ein Mandat bewarb. Dann fielen ihr seine besten Freunde ein, Karin und Michael Lohse, und deren ermordeter Sohn.

Anna griff an die Innentasche ihrer Jacke, in der Karins Brief steckte. Sofort spürte sie wieder die Unruhe, die er in ihr ausgelöst hatte.

Wieder zu Hause – die Erinnerung an den Albtraum, der Anna zur Flucht nach Bosnien getrieben hatte, meldete sich zurück, stärker als zuvor.

Der Polizeitransporter überquerte zum dritten Mal den Fluss, tauchte in den Rheinallietunnel und fädelt sich in den Strom der Autos ein, die auf der A 52 die Landeshauptstadt verließen, Richtung Kaarst-Holzbüttgen.

2.

Ihre Eltern hatten im Jahr ihrer Geburt an der Hasselstraße gebaut, in einer heute immer noch schicken Gegend am Südrand von Holzbüttgen. Der weiß gestrichene Flachdachbungalow duckte sich hinter Ziersträuchern und Lärchen, die im Lauf der Zeit in die Höhe geschossen waren. Mit der Putzfrau hatte Anna verabredet, dass der Schlüssel unter einer Tonscherbe im Blumenbeet neben der Doppelgarage liegen würde.

Die Scherbe entpuppte sich als halber Blumentopf, der Haus Schlüssel hing gemeinsam mit zwei weiteren an einem roten Plastikhänger, auf dem der SPD-Schriftzug prangte.

Als Anna den Eingang öffnete, stieg ihr sofort der Geruch ihrer Kindheit in die Nase. Sie drehte den Dimmer. Die Deckenlampe ließ das Blattgold am handgeschnitzten Rahmen des Ankleidespiegels glitzern. Auf der Kommode schimmerte die uralte Buddhafigur aus Alabaster – das Souvenir einer Asienreise ihrer Eltern. Durch das Panoramafenster des Wohnzimmers leuchtete die Sonne herein, die als großer Feuerball hinter den Nachbardörfern Vorst und Linning über den Feldern hing.

Die Kollegen stellten die Kisten auf dem Teppichläufer ab, quittierten das Ambiente mit einem Nicken und verabschiedeten sich rasch. Anna schloss die Tür hinter ihnen. Dann wurde ihr klar, wen sie außer ihrem Vater vermisste.

»Picasso!«, rief sie, doch es tat sich nichts.

In ihrem alten Jugendzimmer stellte Anna die Reisetasche ab. Die Einrichtung war fast unverändert geblieben, seit sie nach dem Abitur ausgezogen und nach Düsseldorf übergesiedelt war. Nur die *Bravo*-Poster, mit denen sie einst die Wände geschmückt hatte, waren durch gerahmte Drucke antiker Landkarten ersetzt worden.

Anna hatte alles aufgegeben, als sie nach Bosnien gegangen war. Freund, Wohnung, das eigene Auto. Die Rückkehr ins Heim ihrer Kindheit bedeutete zugleich einen Neustart.

Sie riss die Terrassentür auf, um den Duft des Gartens ins Haus wehen zu lassen. Ihr Vater nannte das ›Champagnerluft‹. Noch einmal rief sie nach Picasso, ihrem Zwergschnauzer, den sie in der Obhut ihres Vaters gelassen hatte.

Kein Gekläff antwortete, kein Hecheln eines herbeistürzenden Köters, der sie ansprang und gekraut werden wollte. Nur die Amseln lärmten in den Sträuchern – Anna erinnerte sich daran, dass ihre Mutter es immer als spießig empfunden hatte, in einem Neubauviertel außerhalb der Großstadt zu leben.

Die Blechkisten in der Diele störten. Doch Anna war müde und beschloss, das Auspacken auf morgen zu verschieben. Sie sah sich in der stillen Wohnung um.

Im Arbeitszimmer ihres Vaters hing ein vager Geruch nach Zigarren. Anna strich über das schwarze Leder des wuchtigen Bürosessels.

Neben dem Telefon eine uralte, etwas vergilbte Kinderzeichnung. Anna wunderte sich darüber, dass das Blatt dort lag. Dann überkam sie sentimentale Freude. Das Gekritzeln zeigte eine Frau, einen Mann und einen Zwerg mit Knollennase. Die Köpfe viel zu groß für die Körper, die sie trugen. Am unteren Rand eine Signatur in ungenau gemalten Großbuchstaben: *FÜR PAPA VON ANNA-LUNA*.

Sie hasste den Doppelnamen, der auch in ihrem Pass stand. Dabei hatte ihr Vater noch das Schlimmste verhütet. Wäre es nach ihrer Mutter gegangen, trüge sie vermutlich den unaussprechlichen Namen einer ägyptischen Göttin.

Annas Foto stand in einem silbernen Rahmen auf dem Schreibtisch. Im Garten aufgenommen, vor fast einem Jahrzehnt. Sie selbst fand die Nase zu breit, den Mund zu groß. Das brünette Haar hatte sie oft gefärbt, abschneiden und wieder wachsen lassen. Später hatte sie es aufgegeben, allzu große Mühe auf ihr Erscheinungsbild zu verwenden.

Auf der ledernen Schreibunterlage häuften sich Dankeschreiben gemeinnütziger Gesellschaften, die ihr Vater regelmäßig unterstützte, sowie Spendenquittungen von Vereinen, in denen er Mitglied oder Aufsichtsrat war. Die Leute liebten ihn

für sein Engagement. Vielleicht nutzten sie seine Großzügigkeit auch nur aus.

Halb verdeckt eine aufgeschlagene Zeitung. Anna war überrascht: Von einer geplanten neuen Zeche im nördlichen Ruhrgebiet war da die Rede, die angeblich rentabel sein würde, weil die Preise für Kokskohle in die Höhe geklettert waren. Ein Foto zeigte fünf Männer in Schutzkleidung, Helme mit Lampen, Gewerkschaftstransparente. Parteikumpel vor Ort.

Anna überflog den Text:

Der SPD-Vorsitzende Franz Müntefering (links) hat die von der Deutschen Bergbau AG angestoßene Debatte über die Bedeutung der heimischen Kohle und den Bau einer neuen Zeche begrüßt. Er wollte sich beim Besuch einer Anlage im westfälischen Haltern aber noch nicht auf eine finanzielle Beteiligung des Staates festlegen.

Zwei Begleiter zählte die Zeitung mit Namen auf, den Chef des Kohlekonzerns und den Boss der Bergbaugewerkschaft. Annas Vater wurde nicht erwähnt.

Über dem Empire-Sekretär hing die Wand voller Familienfotos. Drei Jahrzehnte waren dokumentiert: ein junges Paar und ihr freches Balg. Freunde und Verwandte. Auf neueren Bildern fehlte die Mutter.

Anna nahm eine Aufnahme von der Wand, die aus den Siebzigerjahren stammte. Zwei groß gewachsene Burschen mit breiten Koteletten lümmelten sich auf einem Sofa. Der gut aussehende Kerl links war ihr Vater, damals noch Polizeibeamter im Schutzbereich eins.

Sie griff zum Telefon, tippte die Nummer der Reha-Klinik in die Tasten und ließ sich verbinden.

Während sie wartete, studierte sie das Bild noch einmal. Bernd Winkler wies stolz auf seine Schulterklappe: silberne Litze und dicker Stern, das damalige Zeichen für den Dienstrang des Polizeikommissars. Neben ihm posierte Michael Lohse, sein Partner in jenen Jahren.

Die Musik der Warteschleife erstarb, ein Klicken in der Leitung, dann endlich die Stimme ihres Vaters. Er klang frischer als in den letzten Tagen – vom Balkan aus hatte sie mit dem Handy Kontakt gehalten.

»Was macht dein Herz?«, fragte sie.

»Es ist völliger Unsinn, dass du wegen mir deinen Auslandseinsatz abbrichst!«

»Reg dich nicht auf. Wann kommst du nach Hause?«

»Sie wollen mich nur noch übers Wochenende hier behalten.«

»So schnell? Gibt es zu wenig Klinikbetten?«

»Seit der Operation habe ich nur noch ein mentales Problem, sagen die Ärzte. Sie zwingen mich aufs Fahrrad. Ich soll Sport treiben.«

»Wir könnten demnächst gemeinsam joggen.«

»Dazu werd ich keine Zeit haben. Es ist zu viel Arbeit liegen geblieben.«

»Du musst dich schonen, Papa!«

Er widersprach und zählte auf: Ausschüsse, Parteigremien, Auftritte vor der Wahl – als hänge alles an seiner Person. Dass die Genossen in der Landeshauptstadt ihn im letzten Jahr beinahe als OB-Kandidaten aufgestellt hatten, war Anna neu. Wenigstens das hatte er abgelehnt. Als ihr Vater seinen Kampf um höhere Steinkohlesubventionen erwähnte, wusste Anna, dass sie ihn nicht umstimmen konnte, zumindest nicht am Telefon. Bernd Winkler galt als graue Eminenz der parteiübergreifenden Kohlefraktion im Landtag.

Er sagte: »Sven Arnold arbeitet übrigens wieder für mich. Er wird mich fahren und auch sonst eine große Hilfe sein in der Schlussphase des Wahlkampfes.«

Der schöne Sven, dachte Anna. Sie fragte: »Wo steckt eigentlich Picasso?«

»Die Putzfrau sorgt für ihn. Ihre Töchter sind vernarrt in die freche Töle.«

»Ich auch«, erklärte Anna.

»Eifersüchtig? Morgen hast du deinen Hund wieder.«

Sie hängte das Foto zurück. »Ich hab mir gerade die alten

Bilder angeschaut. Du und Michael in den Siebzigern. Hattet ihr einen Partykeller in der Wache?«

»Sozialraum, so hieß das. Da war die Altstadtwache noch in der Mühlenstraße. Es hat sich viel geändert.«

Ja, dachte Anna. Früher machten sich die Eltern Sorgen um die Kinder. Jetzt war es umgekehrt.

Die Stimme am anderen Ende der Leitung riss sie aus den Gedanken. »Du fragst gar nicht nach deiner Mutter.«

»Und?«

»Johanna hat die Abstinenzentscheidung getroffen und sich in Therapie begeben.«

»Zum wievielten Mal?«

»Ihr Allgemeinzustand war wirklich kritisch und ich glaube, sie hat jetzt eingesehen, dass es so nicht weitergehen kann. Ich telefoniere fast täglich mit dem Chefarzt.«

»Warum lasst ihr sie nicht in Ruhe, wenn sie sich unbedingt totsaufen will?«

»Anna, du sprichst über deine Mutter!« Plötzlich knurrte er: »Warum musstest du dich eigentlich für diese verdammte EU-Geschichte melden?«

»Neugier«, antwortete sie, fast ebenso barsch wie vorhin im Auto.

Nachdem sie aufgelegt hatte, betrachtete sie die restlichen Aufnahmen. Vater war im Lauf der Jahre fülliger geworden, das Haar ergraut. Aber an der Kraft seiner Ausstrahlung hatte sich nichts geändert.

Ein Bild kam Anna neu vor: Braunkohletagebau, ein Grüppchen von Anzugträgern stapfte durch eine schlammige Grube. Ein riesiger Bagger im Hintergrund. Annas Vater hielt sich an der Seite seines Schwagers, des Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, der ihn einst in die Politik gebracht hatte.

Sie erinnerte sich an den Kollegen, der auf der Fahrt hierher gefragt hatte: *Wie ist Urwe Strom eigentlich so als Privatmensch?*

Auf dem Foto wirkte der Landesvater verschmitzt und nachdenklich zugleich – vielleicht lag es auch nur am Sonnenlicht,

das ihn die Augen zusammenkneifen ließ. Der Wind zauste sein Haar, die Krawatte wehte über die Schulter.

Sie kannte ihn kaum. Nach der Trennung ihrer Eltern waren Familientreffen selten geworden. Anna konnte nicht einmal sagen, worauf Stroms Wirkung auf die Leute beruhte – auch wenn seine Partei in den Umfragen an Boden verlor, galt der Ministerpräsident noch immer als beliebtester Politiker des Landes. Der Garant des bevorstehenden Wahlsiegs.

Vielleicht war es der verbindliche Ton, den ihr Onkel so gut beherrschte. Als liege ihm jeder einzelne Bürger am Herzen.

Aber sie hasste es, ständig auf Uwe Strom angesprochen zu werden. Als sei es ihre herausragendste Eigenschaft, die Nichte des Ministerpräsidenten zu sein.

3.

Der Abspann lief über die Mattscheibe. Anna schaltete den Fernseher aus. *Der Marathon Mann* von 1976 – der Film war ein Jahr älter als sie selbst. Eine verstörende Geschichte, so ungewohnt im Vergleich zu dem, was heute in den Kinos lief.

Alles kam ihr plötzlich fremd vor. Das Haus, die Stadt, das eigene Leben. Anna fürchtete, dass ihr Vater nach der Rückkehr aus der Klinik ein anderer sein würde, nicht mehr der Fels, der ihr Rückhalt gab, wann immer sie ihn brauchte.

Sie trank den Rest aus dem Rotweinglas und wählte die Nummer von Lutz, die sie noch immer auswendig kannte. Fast fünf Jahre war Anna mit ihm zusammen gewesen. Sie musste reden und es fiel ihr niemand sonst ein.

»Weißt du, wie spät es ist?«, fragte Lutz.

»Tut mir leid, wenn ich dich geweckt habe.«

»Seit wann bist du zurück?«

Im Hintergrund hörte Anna eine weibliche Stimme, die etwas fragte. »Stör ich?«, wollte Anna wissen.

»Komm uns doch mal besuchen«, antwortete er. »Am Wochenende oder so.«